

Haschen nach dem Wind

Die Idee der Privatsphäre ist altmodisch und von gestern.* Mit diesem Satz lehnte sich Mark Zuckerberg zu Beginn des Jahres weit aus dem Fenster.

Zuckerberg ist Amerikas jüngster Milliardär und Gründer des Internetnetzwerkes Facebook. Würde er Facebook noch einmal gründen, dann würde er von Anfang an darauf Wert legen, dass private Daten öffentlich wären, meint Zuckerberg heute. In diesen Tagen läuft der Film das „soziale Netzwerk“ in den Kinos. Er zeigt die Geschichte seiner kleinen, genialen Idee und ihrem weltweiten Erfolg. Und es ist wieder ein weiteres Beispiel für den amerikanischen Traum: vom Tellerwäscher zum Millionär. Mit einem kleinen Makel: Bei dem jungen Zuckerberg handelt es sich um einen Studenten einer Eliteuniversität, dem die Aussicht auf ein gutes Einkommen von vornherein in die Wiege gelegt wurde.

Heute ist Zuckerberg 26 Jahre alt und hat eine Plattform aufgebaut, die weltweit über eine halbe Milliarde Menschen nutzt. Sie treffen ihre Freunde gerne digital. Tauschen online Nachrichten, Bilder und Filme aus. Hinterlassen Kommentare, erzählen von der geplanten Party oder dem Buch, das sie gerade lesen und posten auch mal eben, ob sie frisch verliebt oder frisch getrennt sind. Nennen Wohnort und Geburtsdatum. Sensible Daten, die aufschlussreich sind.

Wenn ich mich einmal auf so eine Art von Netzwerk eingelassen habe, verabschiede ich mich in der Tat von einem wesentlichen Bereich meiner Privatsphäre. Ich bin eine öffentliche digitale Person. Und kann nur noch beschränkt steuern, wie viel Privatsphäre es noch sein darf. Indem ich zum Beispiel mein Profil nur ausgewählten Personen zugänglich mache.

Zuckerberg musste in diesem Jahr daher viel Kritik einstecken und erhebliche Mängel der Datensicherung beheben lassen. Eine amerikanische Klatsch- und Tratsch-Website hetzte ihm sogar ein Wochenende einen Paparazzo auf den Hals, der ihn auf Schritt und Tritt knipste. Das war dann doch ein bisschen zuviel Aufmerksamkeit für den Facebook-Erfinder.

Dabei ist das ja die Kernidee von Facebook: Aufmerksamkeit. Wir wollen Aufmerksamkeit erregen. Wir wollen wahrgenommen werden. Nicht in der Masse versinken, sondern unsere Einzigartigkeit und Einmaligkeit unter Beweis stellen. Wir wollen Spuren in der Welt hinterlassen. Dieses schlichte Bedürfnis wird durch Facebook genährt und geschürt. Es reichen dann nicht mehr die vier, fünf wichtigen Menschen, die wir Freunde nennen. Der digitale soziale Wert entscheidet sich in vierstelligen Zahlen. Tausend „so genannte“ Freunde sind unser Publikum. Wir stellen uns zur Schau, genießen es und sind daher verführt mehr über uns preiszugeben als uns lieb sein kann. Nur damit uns jemand wichtig findet. Das macht Spaß, das entwickelt eine eigene Sogwirkung, es wirkt harmlos. Daher macht es leichtsinnig.

Da hilft es (manchmal) sich selbstkritisch an eine Weisheit der Bibel zu erinnern, die altmodisch klingt, aber immer noch aktuell ist:

„Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel. ...

Das Auge sieht sich niemals satt, und das Ohr hört sich niemals satt. Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht, und siehe, es war alles eitel und Haschen nach Wind.“ (Prediger 1,2.8)

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die Gier nach Aufmerksamkeit wird nie gestillt. Wer sein Leben nur in anderen spiegelt, hascht nach dem Wind. Seit Jahrhunderten bringt jede Generation Neues, noch nie Dagewesenes zustande, erreicht technische Fortschritte. Doch die alten verführerischen Ziele und Zwecke sind stets die gleichen geblieben: Macht und Reichtum, Erfolg und Ruhm, Geld und Lust: Es gibt nichts Neues auf dieser Welt.

Was den Sinn des Lebens ausmacht, dafür hat der Prediger Salomo auch eine Antwort: Essen, trinken und dass deine Seele guter Dinge sei bei deinen Mühen.

Du bist von Gott so gewollt wie du bist. Du brauchst dich nicht zu inszenieren oder zu verstellen. Du sollst auch nicht isoliert leben. Teile das Gute mit anderen. Aber bleib gelassen und nimm dich nicht zu wichtig. Dein Wert ist dir schon geschenkt.